

Is there anybody out there?

Diagramme und die Ästhetik der Präsenz

Von einer Ästhetik zu sprechen in Zusammenhang mit einer solch sachlichen Angelegenheit wie einem sozialstatistischen Diagramm, erscheint vielleicht befremdend. Zwar besteht seit einiger Zeit ein angeregtes Interesse an wissenschaftlicher Bildlichkeit und damit verbundenen ästhetischen Fragen. Entsprechend erfahren die möglichen Verbindungen von Kunst und Wissenschaft intensive Erörterungen. Doch geht es um sozialstatistische Diagramme, so rücken – zumindest auf den ersten Blick – nüchterne Themen in den Vordergrund wie ‘Normalisierung’, Wahrheitsproduktion, Staatsrationalität, Konstruktion von Nation und Biopolitik.¹ Die ästhetische Qualität von statistischen Diagrammen zieht im Allgemeinen eher Häme und Ironie auf sich,² als dass sie als Objekt einer spezifischen Analyse fungierte. Entsprechend finden sich in der Selbstreflexion dieser symbolischen Erzeugnisse, sofern es überhaupt zu einer solchen kommt, vornehmlich Diskussionen zum guten und richtigen Diagramm oder aber zur historischen Genese dieser Darstellungen.³ Mit dem Blick auf die Formästhetik und die Formgenese alleine lässt sich die Frage in der Tat nur schwer beantworten, welches breitere Wissensgebiet über diese Formen bearbeitet und damit auch verändert wird. Aber vice versa vermag auch die alleinige Konzentration auf politische und wissenschaftliche Praktiken der Erstellung und des Gebrauchs von Diagrammen nicht zu fassen,⁴ auf welche Weise das diagrammatische Wissen seine spezifische Eigenlogik aufweist und qua derer auch neues Wissen erzeugt.

Gerade über die Thematisierung der Ästhetik statistischer Formen stellen sich auch weitere gesellschaftstheoretische Fragen und zwar dann, wenn das Ästhetische nicht bloß als unmittelbar künstlerischer Ausdruck verstanden wird, sondern als Weise der Gestaltung von Wissen und Wahrnehmbarkeit, die in Relation zu anderen Wissensformen (und Praktiken) tritt. In diesem Sinne definiert etwa Jacques Rancière Ästhetik umfassend als Ermöglichung von Sichtbarkeit, respektive Wahrnehmbarkeit gesellschaftlicher Realitäten überhaupt.⁵ Es soll gezeigt werden, dass aufgrund eines solchen Ästhetikbegriffs, der auf nichts anderes als auf die ursprünglichen Intentionen seines Gebrauchs zurückgreift, eine ästhetische Analyse der Diagramme unmittelbar auf die Frage der Darstellbarkeit und damit Diskursivierbarkeit moderner Gesellschaft überhaupt verweist. Es treten so die Paradoxien hervor, die sich mit der Schaffung symbolischer Präsenzen leiblicher Menschen in Wissenssystemen unweigerlich verbinden.⁶

Gottlieb Baumgarten: Ästhetik des Messens und Zählens

Weshalb aber soll bei der Darlegung statistischer Evidenzen die Kategorie des Ästhetischen bemüht werden? Es ist schon eine Weile her, dass Wolfgang Iser gefordert hatte, Ästhetik nicht mehr ausschließlich als dem Bereich des Künstlerischen zugeordnet zu betrachten. Iser sah in der Ästhetik vielmehr eine Schlüsselkategorie der Zeit, die letztlich auf die Frage der Wahrnehmung schlechthin verweist. Für Iser gründet Ästhetik nämlich eigentlich in den ‘Fundamenten’ der Wirklichkeitswahrnehmung, etwas was sich als *aesthetic turn* bezeichnen ließe.⁷ In der Tat aber nimmt Iser damit einen Impetus auf, der überhaupt erst zur Einführung des Beg-

riffs der Ästhetik geführt hat, wobei als sein Urheber Alexander Gottlieb Baumgarten (1714 bis 1762) bezeichnet werden kann. Baumgarten forderte die Einführung einer Ästhetik als neu auszubildende Wissenschaft, die gleichwertig neben der Logik steht und zusammen mit der Logik eine kommunizierbare Wahrnehmung der Welt erst ermöglicht. Baumgarten sah, dass die Logik zur dominanten epistemologischen Figur des Erkennens geworden ist. Aber damit stellt sich die Frage, auf welche Weise sich dann die Wahrnehmung der Welt – das also, was nicht Logik ist, – in Verbindung mit und nicht jenseits der Logik zu einem epistemologisch geklärten Bild der Wirklichkeit fügen liesse. Oder anders formuliert: Wissen entsteht über Erfahrung *und* Logik. Wissen kann sich also nicht in der Logik erschöpfen. Da also für Baumgarten die Vorstellung der Welt nicht aus rein kognitiven Elementen besteht, sondern sich auch über die sinnliche Erfahrung des Realen bildet, ergibt sich für ihn folgerichtig, dass sinnlicher Wahrnehmung, im Griechischen als *aisthesis* bezeichnet, derselbe wissenschaftliche Stellenwert zukommen muss wie der Logik selbst. Ästhetik ist damit die „Schwester der Logik“, und so entwickelt Baumgarten das Projekt einer „empirischen Ästhetik“, die sich mit einer zur „vergleichenden und zum Ausdruck bringenden Erfahrung“ befasst und in der wissenschaftlichen Welterfahrung erst den „Sinn zur Klarheit“ ermöglicht.⁸

Baumgartens Ästhetik ist damit als Wahrnehmungstechnik im ganz eigentlichen Sinne des Wortes entstanden, und diese Wahrnehmungstechnik gebraucht auch die Möglichkeiten der neu entstehenden Wissenschaften oder, wie Baumgarten sich ausdrückt, der „Waffen der Sinnen“ oder deren „Werkzeuge“. Durch diese Extensionen der Sinne können „wir klar zu empfinden in Stand gesetzt werden, was uns sonst nur dunkel geblieben wäre.“ Welche Werkzeuge Baumgarten vorschwebten, spricht er in einem „philosophischen Brief“ klar aus: „Man rechnet dahin mit Recht nicht nur Vergrößerungs- und Fern-Gläser, künstliche Ohren und Sprach-Röhre, sondern auch den ganzen Verrat der Barometers, Thermometers, Hygrometers, Manometers, Pyrometers usw., die die versuchende Physik braucht, aber dass sie gut seien und recht gebraucht werden, billig schon voraus setzt.“⁹ Der ästhetische Diskurs entsteht folglich im Zusammenhang mit dem Bewusstsein eines Defizits, resultierend aus dem Ungenügen eines verselbständigten Logos, die Welt über die Sinne zu erreichen. In dieser Hinsicht greift diese anfängliche Ästhetik auf sämtliche der im frühen wissenschaftlichen Zeitalter zur Verfügung stehenden instrumentellen Wahrnehmungstechnologien zurück, welche die entstehenden Wissenschaften bereit stellten, um gleichsam ihr nicht-logisches Potential des Wissens zu begreifen.¹⁰

Beim späten Baumgarten zeichnet sich indes bereits ab, auf welche Weise sich das Verständnis des Ästhetischen entwickeln sollte. Dichtung und Kunst treten ins Zentrum von Baumgartens Interesse. Der *felix aestheticus* und nicht eine wissenschaftliche Apparatur wird Instanz der Wahrnehmung. Noch bei Kant gilt Ästhetik zwar als unabdingbare Voraussetzung der Erkenntnis, aber als transzendente Ästhetik bleibt sie „reine Anschauung“, reine *Voraussetzung* des menschlichen Wirklichkeitsvermögens überhaupt.¹¹ Die transzendente Ästhetik bildet die Bedingung der Möglichkeit, dass überhaupt Zeit und Raum wahrgenommen werden können. Als bloße Voraussetzung, nicht aber als generierendes Moment des Erkennens, ist die Ästhetik auf diese Weise folgenreich von jeglichem sinnlichen Wahrnehmungshorizont entkoppelt. Auf diese Weise von Wissenschaft und Philosophie entbunden, wandert gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Diskussion der ästhetischen Erfahrung von dem sich autonomisierenden wissenschaftlichen Diskurs ab hin zu dem sich ebenfalls entwickelnden Bereich der Kunst und der Kunstwahrnehmung.

Vornehmlich im Bereich der *science studies* ist inzwischen aber wieder vielfach freigelegt worden, auf welche Weise die aus der späteren Wissenschaftslogik entlassene ästhetische Wahrnehmung in der logischen Wahrnehmung stets präsent war und als konstitutives Element des Wissens selbst fungierte und fungiert.¹² Im Falle des hier vorliegenden Gegenstandes – also der mathematischen Logik statistischer Diagramme – lässt sich im Anschluss an Baumgarten und Kant folgern, dass die ästhetische Dimension in der statistischen Erfahrung von Gesellschaft in Raum und Zeit ebenso unabdinglich ist. Oder mit anderen Worten gesagt: Gerade indem mathematisch-logische Modelle zum Zuge kommen, ist das, was letztendlich diagrammatisch als Gesellschaft erscheint, selbst nicht aus dem Gesellschaftsbegriff oder der mathematischen Theorie deduzierbar, sondern ist auch Modus eines ästhetischen Gestaltens selbst. Aber das Gestalten von Daten zu einer wahrnehmbaren Fläche, wie sie das Diagramm und die statistische Grafik liefern, zeigt auch, dass damit, natürlich nicht mit fraglichen gesellschaftlichen Erscheinungen direkt, aber mit *Material* gestaltet wird, durchaus ähnlich dem Material der künstlerischen Produktion, Material, das auch 'Rohdaten' genannt wird, wie um den materialen Aspekt noch zusätzlich zu betonen.

In Anlehnung an Panofsky ließe sich dieser Vorgang des Gestaltens, ähnlich des künstlerischen Gestaltens, als eine auf „gültige Ergebnisse abzielende, verwirklichende und objektivierende Auseinandersetzung einer formenden Kraft mit einem zu bewältigenden Stoff“ begreifen.¹³ So verstanden sind also die statistischen Formen nicht nur ihres Gehalts her, der *Logik* ihrer Konstruktion, auf den 'zu bewältigenden Stoff' zu beziehen, sondern eben auch hinsichtlich der *Ästhetik* dieser Konstruktion, als Bedingung der Schaffung einer Präsenz von Gesellschaft und damit der Ermöglichung von Sagbarem über diese Gesellschaft.

Was ist aber nun der von der formenden Kraft zu bewältigende Stoff, wem wird da Präsenz geschaffen? Und was ist mit 'Ästhetik der Präsenz' als zentralem Moment in der diagrammatischen Darstellung von Gesellschaft gemeint? Es zeigt sich, dass die formende 'Kraft' der statistischen Darstellung von Gesellschaft auf eigentümliche Weise sich in dem Versuch äußert, das ganz und gar materiale Entschwinden der Gesellschaft der Individuen aus dem Horizont staatlicher oder institutioneller Beobachtung über die Schaffung von ästhetischen Präsenzen zu kontrastieren. Die statistischen Formen der Fassung von Gesellschaft tauchten auf und entwickelten sich weiter als Wahrnehmung eines drohenden Verlustes, unabhängig davon, ob jemals da war, was angeblich verloren zu gehen droht. Aber es ist gerade die Empfindung einer sich ausbreitenden Leere, die *vice versa* Gestaltung und Schaffung neuer Präsenzen überhaupt erst ermöglicht. Die statistischen Formen schaffen damit eine Präsenz, die einem Verschwinden, einem aus den Augen Verlieren der Welt, der sozialen Welt, entgegentritt: Dieser Umstand, diese Eigenschaft der Diagramme und Tabellen ist weder über einen rein bildwissenschaftlichen noch einen immanent sozialwissenschaftlichen Zugang erschließbar, sondern, so meine ich, eher über die Verbindung einer ästhetischen Theorie mit einem gesellschaftswissenschaftlichen Zugang.

Leerer Raum und leere Zeit

Die Vorstellung der modernen Staatsgesellschaft, ihr mentales Bild gleichsam, ist zweifelsohne von Hobbes *Leviathan* massgeblich geprägt. Das Frontispiz zeigt eine gesellschaftstheoretisch bis ins kleinste Detail durchdrungene Darstellung der Utopie der Staatsgesellschaft selbst, die, wie Horst Bredekamp zeigt, die bildlich materiale

Vorstellung des Staates in einmaliger Weise bis in die Gegenwart prägt.¹⁴ Was Hobbes auf dem Frontispiz darstellen lässt, ist ein Staat der Fülle, ein Staat der wohlgeordneten Leiber, ein größeres Ganzes ergebend, das sich in eine geordnete Landschaft fügt, wohl abgestimmt in Szenerien aus Diagramm (der unteren Hälfte der Darstellung) und Bild (der oberen Hälfte). Die Gesellschaft ist im Bild des Leviathan nicht nur als funktionale Ordnung präsent, welche die Aufteilung des Bildes bestimmt, sondern darüber hinaus auch leiblich, in Form der diversen menschlichen Figuren. Diese wohlgeformte Präsenz von Raum, Zeit, Funktion und Ordnung der Menschenkörper vergegenständlicht freilich den visuellen Utopos der Staatsgesellschaft. Wenn die Staatsgesellschaften sich selbst als Ordnungen zu etablieren beginnen, in gewisser Weise unabhängig von der Menge der Menschen, stellt sich in empirischer Hinsicht folgerichtig auch das Problem der wohlgeordneten Menge von Menschen in dem Staatsgefäß.

Nach wie vor gültig hatte Hans Zeisel in einem Nachwort zu den *Arbeitslosen von Marienthal* den sozio-historischen Kontext des Auftauchens der statistischen Wissenschaft beschrieben.¹⁵ Mit dem Niedergang der ständischen Ordnung, der aufbrechenden Marktwirtschaft, welche die Menschen und Güter in Bewegung setzte, sei die systematische Übersicht über das Gemeinwesen, bislang integraler Bestandteil der Gesellschaftsverfassung, irreversibel abhanden gekommen. Die ‚Ruhe der feudalen Ordnung‘ sei den Unsicherheiten und Unwägbarkeiten eines neuen Zeitalters gewichen.¹⁶ Es entstand, so formulierte wiederum Siegfried Kracauer im Zusammenhang mit dem Auftauchen der Sozialwissenschaften, jenseits der religiösen Vorstellungen das Bewusstsein von leerem Raum und leerer Zeit.¹⁷ Und gerade gegen einen religiösen Bann der quantitativen Erfassung der Gesellschaft (Chronik 1, Vers 21) musste verstoßen werden, um die Erhaltung von Gesellschaft selbst erkennen zu können.¹⁸ Dies geschieht gleichsam an der Essenz des möglichen Verschwindens und Erscheinens einer unmittelbar wahrnehmbaren Gesellschaft: den toten und frisch geborenen Körpern. Die statistische Darstellung von Gesellschaft setzt ein mit dem Zählen von Leibern, welche die Gesellschaft der Individuen verlassen haben, und dies gerade in einer Zeit, in der befürchtet wurde, dass das Gleichgewicht der Lebenden und Toten über große Seuchenzüge und sich entvölkernde Landstriche nachhaltig gestört sein könnte. Das zentrale Erkenntnisinteresse der neuen Untersuchung und Darstellungsweise bildet entsprechend die Frage nach dem drohenden Verschwinden oder zumindest Schrumpfen von Gesellschaft selbst, dem Aussterben, der bedrohten Fülle der Staatsgesellschaft.

In dem von Seuchen versehrten London begann Captain John Graunt, Totenscheine zu zählen, welche die lokalen Pastoren ausstellten. Und er stellte die Totenscheine zu Listen zusammen: *Natural and political observations upon the bills of mortality* hieß sein 1662 der Royal Society vorgelegter Bericht. Der leere Raum, die leere Zeit, respektive die Angst davor, bildeten auch wörtlich die Voraussetzungen des Entstehens der tabellarisch-statistischen Produktionsweise von Wissen über die Gesellschaft. 1665 starben von schätzungsweise 400.000 Londoner Einwohnern beinahe 70.000. Mit Graunts statistischen Darstellungen, die noch keinen Namen gefunden hatten, zeigten sich die ersten, Erstaunen erweckenden Regelmäßigkeiten überhaupt, etwa, dass die durch Pest entstandenen Bevölkerungsminderungen innerhalb von wenigen Jahren wieder ausgeglichen waren. Es wurde beispielsweise auch offenbar, dass das Verhältnis der Geschlechter einen leichten Überhang an Knabengeburt aufwies, aber über die Zeit ein beinahe konstantes Gleichgewicht der Geschlechterverhältnisse in den Geburten besteht: ein erstes exemplarisches Erscheinenlassen von gesellschaftlichen Tatsachen, die der gesellschaftlichen

Wahrnehmung physisch präsenter Gesellschaftsmitglieder eine symbolische Präsenz jenseits unmittelbarer Erfahrung entgegengestellt.

Seuche, Pest, Tod und die Schönheit der Tabellen

So steht auch in Deutschland – nachdem bereits einige Zeit eine ethnographische, beinahe zahlenlose Staatswissenschaft existiert hatte – das Entstehen moderner statistischer Darstellung von Gesellschaft mit dem Bewusstsein einer ‘demographischen’ Leere in enger Verbindung. Johann Peter Süssmilch, der die moderne Demographie begründete, sah sich einem leeren, sich entvölkernden Deutschland gegenüber. Er schrieb in seinem 1741 erstmals veröffentlichten Hauptwerk „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts“, es sähe in „vielen Gegenden noch ziemlich wüste aus. Andre vormals bevölkerte Länder sind leer, und andre gar Wüsteneien. [...] Wo ist die Pracht der Wunder der ältesten Zeiten?“, fragt er. „Wo ist ein Karthago, Theben, Thyrus, Babylon, Minive, Persepolis und so viele andre mächtige und volkreiche Städte? Von vielen kann man kaum mehr den Ort anzeigen. Dieses sind die schreckensvollen Beweisthümer der Wirkungen des Krieges, der Pesten und anderer gewaltsamen Störungen“.¹⁹

Doch in all dem Elend sah er unversehens Ordnung, eine Ordnung, die nur und alleine über die statistische Erhebung erkenntlich wird. Die Eigenlogik dessen, was die systematische Erhebung, die Quantifizierung der Geburten und Todesfälle hervorbrachte und vor allem auf den zyklischen Verlauf von Seuchen und nachfolgend erhöhter Kinderzahl zurückzuführen war, musste Süssmilch eigentlich überwältigt haben: Denn selbst im Schlimmsten, in dem regelmässigen Auftauchen und Verschwinden von Seuchen, offenbarten sich Süssmilch zahlenmässige Muster, die ihm zeigten, „dass in allen diesen Dingen nicht nur Ordnung, sondern dass es auch eine überaus grosse, schöne und vollkommene Ordnung sei.“²⁰ Bei Süssmilch verhalfen diese revolutionären Erkenntnismittel – er verglich John Graunt mit einem Kolumbus auf dem Gebiet des Geistigen –, im Chaos das Schöne zu sehen, das Grauen zu bannen. Über neue Sichtbarkeit und Ästhetik, welche die statistischen Formen erzeugen, schafft er eine Präsenz Gottes. Diese Präsenz der göttlichen Gesellschaft kontrastiert eigentümlich die durch Krieg und Seuche entleerte Landschaft Deutschlands.

Und diese Präsenz, die ihre Wahrhaftigkeit, ihren Sinn gerade durch ihre Schönheit erst bewies, ermöglichte, die Bevölkerung als wahrnehmbares und damit auch politisch handhabbares Objekt im Sinn Foucaults *État de population* überhaupt zu generieren. Das Werk *Die göttliche Ordnung* war Friedrich II. von Preussen gewidmet. Und nach der Darstellung der göttlichen Ordnung im Tode und im Vermehren der Menschen folgt eine Darstellung bevölkerungspolitischer Postulate und Einsichten, von der Süssmilch hoffte, Friedrich II. würde sie lesen. Das X. Kapitel trägt die Überschrift: „Von der Bevölkerung eines Staats, als einer nothwendigen Pflicht der Regenten“. Hier wird die These dargelegt, dass „Regenten (...) zur Bevölkerung verpflichtet seien“, „weil sie das Mittel zur Glückseligkeit, Sicherheit, Macht und Reichthum ist“.²¹ Es drängte Süssmilch die Frage, wie die Frauen dazu gebracht werden könnten, mehr Kinder zu gebären, um der Entleerung der Landstriche, der Mindering der Untertanen Einhalt zu gebieten – Maßnahmen, die in aktuellen Diskursen erstaunlich unverändert wieder auftauchen. Süssmilch schreibt, dass die eheliche Fruchtbarkeit befördert werde, wenn zu rechter Zeit und nicht so spät geheiratet werde. Die ungleichen Ehen zwischen Alten und Jungen müssten verboten werden, der Staat habe dafür zu sorgen, dass viele Kinder den Eltern nicht eine Last, sondern

eine Lust sein mögen, die Bequemlichkeit der Mütter und der Gebrauch der Ammen sollten billig eingeschränkt werden. Wie bekannt ist, war Friedrich II. eigentlich begeistert von den neuen Erkenntnissen und den sich abzeichnenden Möglichkeiten der Politik, Möglichkeiten, die er umgehend angehen wollte. Das schöne Sichtbare ermöglicht einen neuen Horizont des Argumentierens.

Süssmilch gilt nicht nur als Begründer der Demographie, in gewisser Hinsicht ist er, weil er sich so stark auf die allerdings noch theologisch erklärte Eigenlogik der statistischen Formen konzentriert (also auf die Gestalt der Verteilungen), einer der ersten Statistiker im heutigen Sinne. Was aber entscheidend ist: Er vermochte ein überzeugendes Modell der Möglichkeiten der neuen Wissenstechnologie zu bieten, welche die Gesellschaft der Individuen, und nicht bloß Territorium und Ökonomie, als Wissensobjekte der Politik überliefert – die ersten Statistiker waren sonst eher auf Skepsis und insbesondere in England und Deutschland auf harsche Ablehnung gestoßen, wurden als hirnlose Tabellenknechte und Tabellenfabrikanten beschimpft. Indem Süssmilch nicht nur Daten erhob und darstellte und in der Darstellungsweise eine höhere Macht wirken sah, sondern sich zugleich um die zur Erscheinung Gebrachte Gesellschaft Sorgen machte, zeichnet sich in ihm eine eigentliche Wende ab, in der die Staatsvorstellung nicht mehr von einer zu kontrollierenden Menge ausging, sondern sein Publikum – die Bevölkerung – hegen und pflegen musste: Das statistische Wissensobjekt und die Sorge um dieses Objekt schließen Sichtbares und Sagbares auf eine neue Weise zusammen. Die Maßnahmen, die Süssmilch empfiehlt, sind zahlreich. Ziel dieses neuen Wissens ist es nicht primär zu überwachen, zu dressieren, zu nutzen, zu bestrafen, sondern dieses Wissen richtet sich an die „Vielfalt der Menschen, nicht insofern sie sich zu Körpern zusammenfassen lassen, sondern insofern diese im Gegenteil eine globale Masse bilden“.²² Die statistischen Objekte sind in diesem Zusammenhang zentral: Die „ersten Wissensobjekte und die ersten Zielscheiben biopolitischer Kontrolle“ sind demographisch. „[A]uf jeden Fall verwirklicht man zu diesem Zeitpunkt mit den ersten demographischen Erhebungen die statistische Messung dieser Phänomene“.²³

Was auf diese Weise hervorgebracht wird, zuallererst über die Instrumente der Demographen, ist ein neuer 'Körper', der einerseits die Vorstellung der Fülle des Staates bei Hobbes aufnimmt, allerdings auch wesentlich transformiert. Um wiederum Michel Foucault zu zitieren:

Es ist ein neuer Körper: ein multipler Körper mit zahlreichen Köpfen [...]. Es geht um das Konzept der 'Bevölkerung'. Die Bio-Politik hat es mit der Bevölkerung, mit der Bevölkerung als politischem Problem, als zugleich wissenschaftlichem und politischem Problem, als biologischem und Machtproblem zu tun – ich denke, daß dies der Augenblick ist, in dem sie [die Bevölkerung] in Erscheinung tritt.²⁴

Freilich ist gerade die Erscheinungsweise der Populationen nicht bloß ein messtechnisches Problem, eine statistisch-klassifikatorische und rechnerische Prozedur, folgen wir dem Ästhetik-Begriff Baumgartens, sondern es gesellt sich gleichsam ein nicht-diskursives ästhetisches Problem der Darstellung hinzu, der das Wissensobjekt als Sichtbares und Bezeichnenbares erst funktionsfähig macht, 'versinnlicht', um auf diese Weise Diskurse zu erzeugen und zu kanalisieren. Es ist damit gesehen ein Diskurs in Gang gesetzt, der sich sukzessive die eigenen Objekte des Bezeichnens kreierte im Gleichklang mit der Wahrnehmung einer Leere des Außen. Dies wird deutlich, wenn der Diskurs der Bevölkerung nicht von den Anfängen her betrachtet wird, sondern von der Gegenwart her.

'2,1': Finis Germaniae

Betrachten wir die neuesten Darstellungen der deutschen Bevölkerung, so wird augenscheinlich, dass Süßmilchs Meditationen über die Tabellen Gottes auch angesichts einer erneuten Furcht vor dem Verschwinden der Bevölkerung, der Entleerung von Landstrichen seine Aktualität behalten hat. Der Diskurs der Populationen schließt derzeit wieder nahtlos an die Ursprünge der statistischen Erfassung von Bevölkerungen an. Es ist die Angst vor der Leere, dem Verschwinden der Körper der Staatsgesellschaft, die sich erneut meldet. „Ein Gespenst“ geht seit neuestem um in Deutschland, es ist jenes der „Entvölkerung“, schreibt der *Zeit*-Herausgeber Josef Joffe.²⁵ Zuweilen wird ob der Ergebnisse der Demographien gar von Hysterie über einen vermeintlichen Bevölkerungsrückgang gesprochen.²⁶ Joffe selbst meint weiter: „Einst glaubten die Deutschen, ein Volk ohne Raum zu sein, jetzt wähen sie, zum Raum ohne Volk zu werden“. In dieser wahrgenommenen Krise erhalten die Wissenden ihre besondere Magie, und es sind in diesem Fall die Demographen: Deutschland habe eine neue „Ersatzreligion: die Demographie“, statt ins Fegefeuer führe sie in die „Apokalypse verödender Landschaften und kollabierender Sozialsysteme“²⁷. Selbst Karl Otto Hondrich spricht von einer magischen Zahl, die von einer „demografischen Gefahrbeschwörungsgemeinschaft“ eigentlich zelebriert wird, nämlich 2,1, i.e. die statische Zahl der Kinder pro Frau, welche die Reproduktion einer Gesellschaft sichert.²⁸

Was evoziert diese polemischen Verweise auf die augenscheinlich als metaphysisch empfundene Komponente in einem solch rationalen Unterfangen wie der statistischen Vermessung der Bevölkerung? Im Juni 2003 erschien ein exemplarischer Bericht des statistischen Bundesamtes, der an sich wenig Neues enthielt, aber durch die explizite Darstellung einer möglichen Welt der Zukunft nachhaltig in das kollektive Imaginäre eingriff. Der Titel der Publikation lautet lapidar *Bevölkerung Deutschlands bis 2050*.²⁹

Das erklärte Ziel des Berichts ist es, die Veränderung in der Größe und der Altersstruktur Deutschlands aufgrund realistischer Annahmen zu quantifizieren, darunter namentlich auf der Grundlage „der Geburtenhäufigkeit, der Lebenserwartung sowie der Außenwanderungen“; letzterer Term bezeichnet die „Wanderungen über die Grenze Deutschlands“.³⁰ Die Berechnungen zeigen „weniger potentielle Mütter und damit auch weniger Kinder“, „mehr Sterbefälle“ und letztendlich eine „schrumpfende Bevölkerungszahl“. Als Konsequenz steigt das Durchschnittsalter der Bevölkerung, „Personen im erwerbsfähigen Alter stehen immer mehr ältere Menschen gegenüber“, allenfalls verlangsamte „Zuwanderung“ die Alterung der Bevölkerung, ohne sie verhindern zu können. Die entsprechenden Berechnungen beruhen auf Untersuchungen im „Zeit- und Ländervergleich“.³¹

Soweit entspricht dies dem hinlänglich bekannten Diskurs. Was rechtfertigt aber dessen Publikation? Die Publikation des Statistischen Amtes will nichts weniger als „kaum merkliche, jedoch ‚vorprogrammierte‘ künftige Veränderungen sichtbar“ machen.³² Mit anderen Worten: Die Darstellungen postulieren, etwas zur visuellen Wahrnehmbarkeit zu erheben, das sonst mit anderen Sinnen nicht erfassbar wäre. Allerdings ist der Diskurs der Entvölkerung ja keineswegs neu: Dass die Geburtenrate sinkt, ist bekannt. Wie wird aber das Gewusste zum Spektakulären alleine über seine Sichtbarmachung?

Die Entwicklung der ‚Bevölkerungszahl‘ aufgrund der Modellrechnungen wird dem Publikationstyp entsprechend nüchtern und ohne zierende oder Aufsehen erregende gestalterische Elemente dargestellt.³³ Präsentiert werden in einem Kurvendiagramm, beginnend von 1950 und endend im Jahre 2050 drei Szenarien: Die Bevöl-

kerungszahl läge maximal bei etwas über 80 Millionen, annähernd so viel wie heute; bei der Modellrechnung mit der geringsten Bevölkerungszahl läge diese im Jahre 2050 annähernd in demselben Bereich wie 1950. Diese an sich unspektakulären Ergebnisse, eingedenk der Angst vor einer Bevölkerungsexplosion, die noch in den 70er Jahren herrschte, werden allerdings kontrastiert durch das Phänomen einer sich verändernden Alterstruktur, mit andern Worten der 'alternden Bevölkerung', wobei das Konstrukt des Alters über den Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung zur Bevölkerung im Rentenalter (Altenquotient) seine Wirklichkeit erhält. Die präsentierten Evidenzen erscheinen mittels der Standardformen statistischer Darstellungen: Tabellen, Kurven- und Säulendiagramme.

Doch ein bestimmtes visuelles Objekt erweist sich als ebenso zentral wie spezifisch für die demographische Darstellung von Bevölkerung. Es selbst zeigt durch seine Form bereits an, dass es sich um eine gesamtgesellschaftliche Repräsentation der Bevölkerung handelt. Es handelt sich um die so genannte Alterspyramide oder Bevölkerungspyramide (Abb. 1). Hier dargestellt ist der Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland in den Jahren 1910, 1950, 2001 und 2050, wie er sich ungefähr in der Mitte der Publikation findet. Die Gestalt der Figur verändert sich maßgeblich, was noch unterstrichen wird durch die unterschiedliche Farbgebung. Es stellt sich wohl unvermeidlich der Eindruck eines organischen Wachstums um die vertikale Achse des Bildes ein.

Schaubild 10

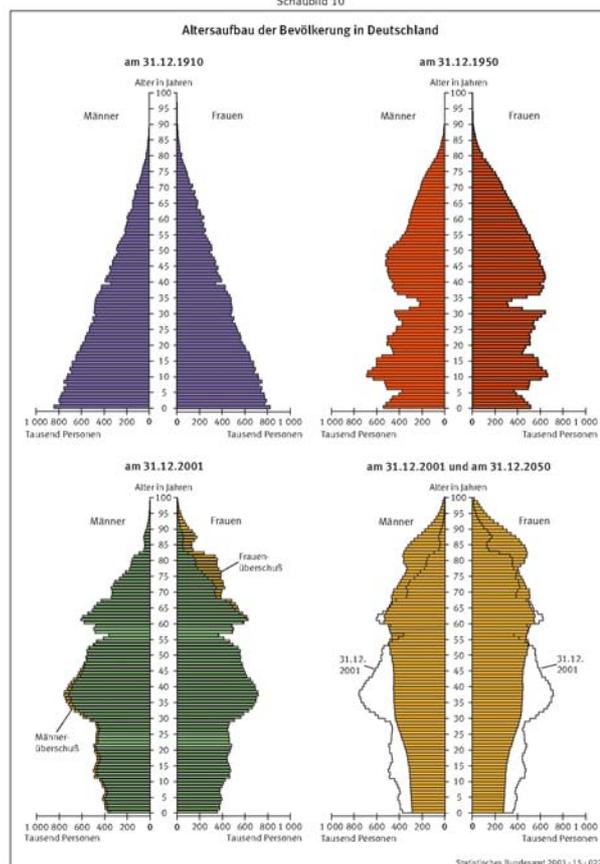


Abb. 1: Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2050, S. 30.

Dieser Eindruck des Organischen wird noch verstärkt, wenn die Darstellung auf der Webseite des Bundesamtes konsultiert wird. Hier erscheint die Alterspyramide gar in animierter Form, hinterlässt so den Eindruck, des Lebenden, eines sich entwickelnden Etwas, eines Bevölkerungs-Dinges. Diese symbolische Form der Bevölkerung ist mutmaßlich aus reinen Häufigkeitsverteilungen entstanden, welche zwischen Altersgruppen und Geschlechter differenzierte – aus naheliegenden Gründen, denn bei der Frage der Reproduktion der Bevölkerung interessiert die Segmentierung derselben offenbar vor allem hinsichtlich einer Gruppe: der Frauen im so genannten gebärfähigen Alter (gemäß Demographen vom 15. bis zum 49. Lebensjahr). Die Segmentierung der Bevölkerung nach Alters- und Geschlechtsanteilen folgt also einer inhärenten Logik des Wissensobjekts 'Bevölkerung'. Aus dieser Segmentierung ist nun aber über die Zeit eine symbolische Form entstanden, die gleichsam unabhängig von dem Datenmaterial der Bevölkerung zu funktionieren vermag, d.h., es handelt sich zunächst um einen für die statistische Grafik typisch zu nennenden Umschlag von einem digitalen Notationssystem (der Verrechnung und Darstellung von Häufigkeiten) zu einer analogen symbolischen Form.³⁴ Es ist eine vom konkreten Datenmaterial losgelöste symbolische Form, die gleichsam das visuelle Vorbegriffliche der Konstitution der Bevölkerung darstellt. In diesem Sinne vermag sie sonst gänzlich heterogene Diskurse zusammenzuschließen, indem sie selbst ohne Kenntnis des sprachlichen Kommentars lesbar ist: Dieselbe Form erscheint in demographischen Fachzeitschriften, in amtlichen Publikationen und in der Presse. In dem untenstehenden Beispiel aus einer japanischen Zeitschrift für Soziologie (Abb. 2) wird diese nicht-sprachliche Leistung der symbolischen Form besonders deutlich.

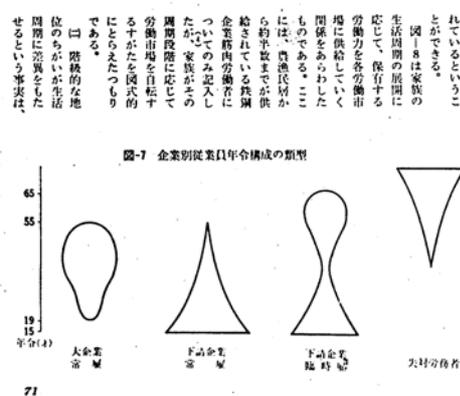


Abb. 2: Auszug aus einer japanischen Zeitschrift für Soziologie. Links ist eine Skala erkenntlich, die der menschlichen Lebensdauer entspricht.

Die vasenförmigen Objekte stellen verschiedene idealisierte Bevölkerungszustände dar, sie werden untereinander verglichen, bilden damit in sich ein System von Bedeutungen. Mangels Japanischkenntnis des Vortragenden, bleibt es bei dem vorliegenden Fall bei einer Hypothese. Wenn freilich ein einschlägiges Werk wie Jürgen Leibs und Günter Mertins Taschenatlas Bevölkerung konsultiert wird,³⁵ so werden diese Formen unmittelbar erkennbar: Sie erhalten Namen wie Pyramidenform, stationäre Form, Glockenform, Tropfenform, Birnenform, Urnenform (Abb. 3). Dieser Diskurs der Formen erlaubt, die soziale Welt global zu klassifizieren, sie transformiert die territoriale Ordnung in ein System von Bevölkerungsobjekten, deshalb auch der

Term 'Bevölkerungsatlas'. So geht auch der erwähnte Bericht des statistischen Bundesamtes ausführlich auf so genannte Ländervergleiche ein.

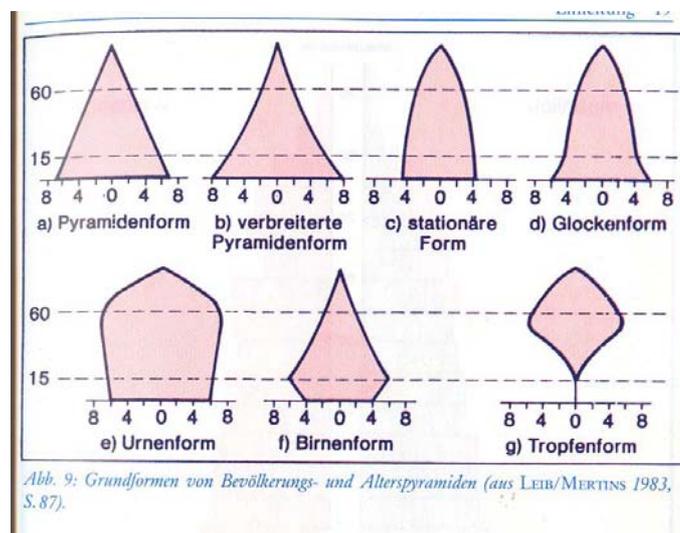


Abb. 3: Leib/Mertins: Taschenatlas Bevölkerung, S. 87.

Das Erscheinen einer solchen Form in einem Medium, das nicht selbst dem engeren Diskurs der Demographie angehört, signalisiert stets bereits ein 'Verhalten' des Bevölkerungs-Dinges, das selbst nicht einer Norm entspricht: ein gesellschaftlich nicht kontrollierbares Wachstum oder eine Entleerung. Die visuelle Form erscheint nicht nur als Wissensobjekt, sondern auch als sozialpolitisches Warnsignal. Entsprechend findet es seinen prominenten Platz in der Mitte der Publikation des statistischen Bundesamtes.

Bezeichnenderweise erhält nun diese symbolische Form, gerade in ihrer Signalfunktion, eine Eigenlogik in dem Sinne, dass sie Aussagen zu generieren vermag, die sich direkt auf ihre Eigenschaft als Form zurückführen lassen und nicht mehr unmittelbar auf die Rohdaten der Bevölkerungsrealitäten. Seit Mitte der 90er Jahre wird von einer bestimmten Art der Alterspyramide als besonders konfliktzeugend gesprochen.³⁶ Mehr noch, es wird inzwischen gar postuliert, dass sich in der Gestalt der Pyramide ein historisches Gesetz äußert, das die Menschheitsgeschichte durchzieht und für die großen Kriege verantwortlich ist. Nicht nur das, in einer besonderen Gestalt dieser Form drücken sich auch die Ursachen für die terroristischen Aktivitäten zu Beginn dieses Jahrtausends aus.³⁷ Gemeint ist mit dieser besonderen Gestalt der so genannten *youth bulges* eine bestimmte gürtelartige (bulge) Ausbuchtung der Form der Alterspyramide im (nicht genau definierten) Jugendalter. Was diese Ausbuchtung sichtbar macht, ist der Idee nach ein Überschuss an jungen Männern, der insbesondere in sich entwickelnden Gesellschaften sich zu einem konfliktiven Potential formt. Ungeachtet des Sinns dieser Theorie: Die visuelle Gestalt dieses Bevölkerungs-Dinges lässt ganz gewisse Aussagen zu, im vorliegenden Falle über ein Gesetz, das historisch und kulturell offenbar nicht wesentlich beeinflussbar sei. Die Sichtbarkeit von Gesellschaft, erstellt über eine bestimmte symbolische Form, erzeugt so eine ganz neue Möglichkeiten des Sagbaren. Es schafft nicht-diskursive Präsenzen, die gerade eine problematische Diskursivierung, beispielsweise in Form von Begriffsdefinitionen, zu umgehen vermag. Die Möglichkeiten, über sprachliche Logik die Aussagen der Theorie zu kritisieren, wären zahlreich: Denn was ist genau dieses ahisto-

rische Konstrukt der 'Jugend', gibt es so etwas? Aus der Sicht der Soziologie gewiss nicht.³⁸ Welcher, oder vielmehr wie vielen Bevölkerungspyramiden gehört etwa ein Moslem algerischer Herkunft an, der in Frankreich geboren wurde und nun, für begrenzte Zeit, in Deutschland lebt?³⁹ Die visuelle Erscheinung des Bevölkerungs-Objekts überblendet eigentlich die Möglichkeiten diskursiver Argumentation.

Ein weiteres Beispiel, in dem diese Form, losgelöst vom ursprünglichen Produktionszusammenhang, Realitäten zur Sichtbarkeit erhebt, ist die so genannte Schichtungszwiebel (Abb. 4). Ihre Gestalt ähnelt nicht nur vom unmittelbaren Aussehen her der Alterspyramide. Auch die Logik des Aufbaus ist dieselbe. Es wird eine Gestalt aufgrund zweier Dimensionen (Häufigkeit, respektive Alter/Status) erzeugt. Das Innen der Form wird mit Gesellschaft eigentlich 'gefüllt'. Dabei ist ebenso zu bemerken, dass wiederum die Fassung sozialer 'Ungleichheiten' in eine Gefäßform, wie sie die Zwiebel bildet, eine höchst kontingente Weise der Formung gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen darstellt. Einer solchen im Diagramm präsentierten Auffassung der Ungleichheiten unter den Menschen als essentielle Eigenschaften einzelner Gruppen und Milieus stehen entsprechend andere Auffassungen nachhaltig entgegen.⁴⁰

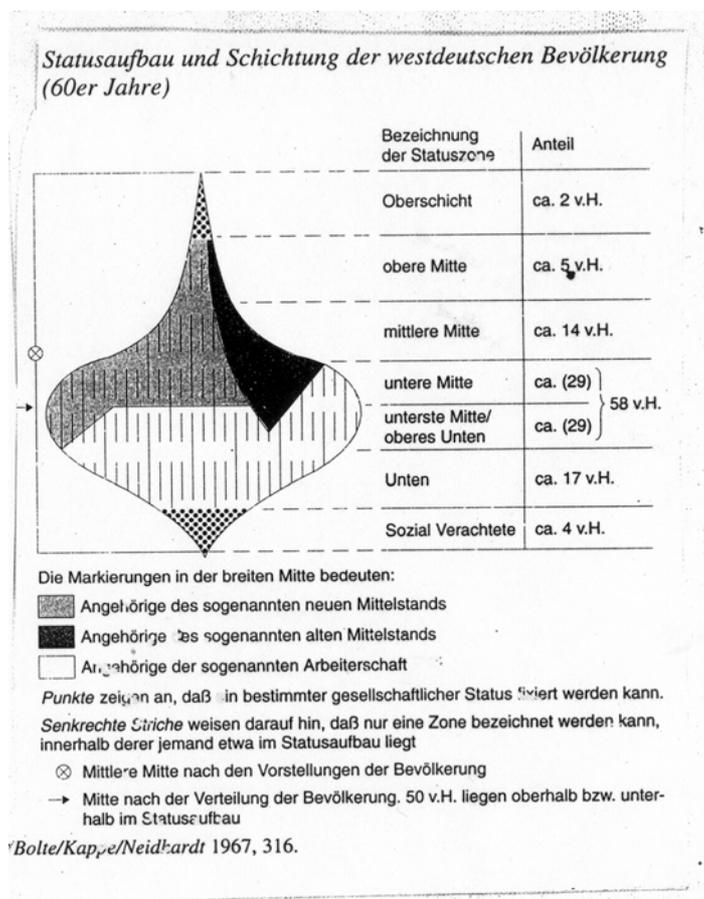


Abb. 4: Aus: Bolte/Kapke/Neidhardt: Statusaufbau und Schichtung der westdeutschen Bevölkerung (60er Jahre), S. 98.

Natürlich handelt es sich bei den dargelegten Formen im allgemeinen auch für die damit arbeitenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen um Modelle der Wirk-

lichkeit und nicht um die direkt erfasste Wirklichkeit selbst.⁴¹ Aber aus einer Diskurslogik heraus argumentiert ist nicht diese stillschweigende Auffassung ausschlaggebend, sondern entscheidend ist, auf welche Weise die Modelle, oder eben symbolische Formen, weitere Aussagen und Maßnahmen evozieren können, unabhängig davon, ob sie als direkter Abzug des Realen oder aber als taugliches Modell des Wirklichen aufgefasst werden. Gerade bei der Attestierung der Modellhaftigkeit dieser Form ist die Frage noch nicht beantwortet, wie sie als Form in ihrer Modellhaftigkeit 'funktioniert'. Im vorliegenden Fall handelt es sich um eine Form, die klar ein Innen und ein Außen unterscheidet und in sich ein Ganzes bildet, ein nicht offenes Gefäß darstellt. Innerhalb dieses geschlossenen Gefäßes wird die Gesellschaft erzeugt.⁴² Doch diese Gesellschaft erhält ihren Sinn erst durch eine interne Segmentierung. Nur eine dunkle Fläche würde selbst noch nichts besagen. Das heißt die Präsenz, die der Gesellschaft geschaffen wird, ist nur aufgrund einer symbolischen Teilung innerhalb derselben wiederum begründbar. Die Form wird wirklich aufgrund immer weiter gehender Differenzierungen, die aber auf irgendeine Weise noch diagrammatisch-sinnlich wahrnehmbar bleiben müssen, eine Grenze, die wohl schwierig 'aus der Sache heraus' zu bestimmen ist, aber gerade auch die Klassifizierungsweise des Sozialen beeinflusst. Dieser Binnendifferenzierung steht ein anderes Außen gegenüber, das weiß ist, einen Raum der Leere bezeichnet, der dennoch konstitutiv ist für die Geschlossenheit der Form selbst. Die Form erzeugt einen Raum der Fülle und der Leere, die Leere des Außen ermöglicht die Differenzierung, das Erscheinenlassen des Innen: der darzustellenden Gesellschaft. Doch das trennende Moment des Innen und Außen ist ein Schwieriges: Denn welche Realität ermöglicht diese klare Distinktion?

Diese Frage zielt gerade auf die Schwierigkeit der symbolischen Gestalt der Bevölkerung, wie sie in den Alterspyramiden und Schichtungszwiebeln zum Ausdruck kommt. Es ist bezeichnend, dass in der diskutierten Publikation des Statistischen Amtes zur Berechnung der Bevölkerungsentwicklung der Jahre 1910 bis 2050 die Differenzierung von Außen und Innen der symbolischen Form in einer Klarheit visualisiert wird, die sich kaum sprachlich artikulieren ließe. Die Welt ist eingeteilt in 'Deutschland' und in absolute Leere (und das gilt exemplarisch natürlich auch für homologe Publikationen statistischer Ämter anderer Länder). Von einer europäischen Integration, die doch seit der Nachkriegszeit das Antlitz und die Form des Nationalstaates maßgeblich verändert hat, ist nichts zu lesen. 'Europa' fehlt in der Publikation; ebenso sieht sie von einer Veränderung der Staatlichkeit und der Staatsgesellschaften seit den 50er Jahren, von der 'postnationalen Konstellation' gänzlich ab. Dies scheint der Preis einer symbolischen Einfachheit, die zulässt, verschiedenste Gesellschaften synchron und diachron in Atlanten einander gegenüberzustellen. Bereits angesichts des Gehalts dieser Reihe von Formen, welche die Publikation 'Bevölkerung Deutschlands bis 2050' enthält, ließe sich fragen, welche Kontinuität sie denn fasst – eine Kontinuität wovon genau über 140 Jahre hinweg? Weder Territorium noch Staatsvolk blieb in den bezeichneten ersten neunzig Jahren dieser Darstellungen konstant, was berechtigt eine solche imaginäre, aber visualisierte Kontinuität von der Bevölkerung des Kaiserreichs bis hin zum Jahr 2050, über zukünftige Transformationen des Territorialen und transnationalen Prozesses hinweg?

Wie die mess- und darstellungstheoretischen Überlegungen zu Beginn zeigten, kann ein Modell nicht bloß als ein logisch begründetes System in Verbindung zu bearbeitendem Material betrachtet werden. Die Modelle der Demographen können nicht einfach für sich bestehen, sondern, das ist gerade auch das besondere Signum jeglicher Sozialforschung, sie müssen sich auf irgendeine Weise wieder mit dem sinnlich Erfahrbaren des Gesellschaftlichen verknüpfen, um ihren Evidenzcharakter

zu bestätigen. Doch gerade bei einer so rigiden Trennung wie bei dem Außen und Innen der Bevölkerungsgefäßform ist dies angesichts einer postnationalen oder transterritorialen Konfiguration, der wohl ebensoviel Realität zukommt wie den demographischen Nationalstaatsmodellen, etwas Schwieriges. Mit anderen Worten: Der visuelle Korpus der Bevölkerung muss sich in irgendeiner Weise wieder mit den Körpern der Gesellschaft selbst verbinden.

Das Drängen, diese Ambivalenz zu überwinden, findet sich bei genauerem Betrachten artikuliert in dem Frontispiz der Publikation, der qua 'Titelbild' das öffentliche Außen mit dem präsentierten Innen verbindet und damit ganz spezifische Eigenschaften der diskursiven Kopplungen auf sich nimmt (Abb. 5).⁴³



Abb. 5: Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2050, Titelbild.

Das Titelbild dieser Publikation des statistischen Bundesamtes folgt einem Typus, der in statistischen Publikationen und in Lehrbüchern der Statistik für den Soziologieunterricht, ungeachtet seines ästhetischen Wertes im traditionellen Sinne, eine gewisse Beliebtheit genießt (vgl. untenstehend (Abb. 6) auch eine Schweizer Variante, bei der überraschenderweise der Schweiz ein *youth bulge* verpasst wurde). Die Fotografie einer Menge vorbeigehender Menschen, meist auf einer größeren Straße oder auf einem Platz aus einer leicht erhöhten Perspektive aufgenommen, wird von einer statischen Grafik überlagert, in diesem Falle die so genannte Bevölkerungspyramide. Diese ist meist transparent, so dass durch die grafische Darstellung selbst hindurch die Körper der Menschen erkenntlich sind. Die Menschen durchströmen das Bild eigentlich, in beiden vertikalen Richtungen. Das Bild zeigt einen Ausschnitt aus diesem Fließen, entsprechend sind die Körper der Menschen an den Rändern nur zum Teil sichtbar, die Ränder der Fotografie coupieren die strömenden Körper. Darüber hinaus ergänzen im Fall der deutschen Publikation zwei Jahresziffern, 2002 und 2050 die Darstellung, fügen eine zeitliche Dimension hinzu, den 'Zeitstrom' eingrenzend wie die Bildränder den Menschenstrom. Über die Beteuerung dieses Bildes hinaus, die Statistiken erfassten reale Menschen, muss die häufige Wahl der Form noch einen anderen Grund haben.

Demografisches Porträt der Schweiz
Ausgabe 2005



Abb. 6: Demografisches
Porträt der Schweiz, Ti-
telbild

Zum einen weisen die bildnerischen Aufbauprinzipien dieser Darstellung in ihrer Konstruktionslogik, ungeachtet ihrer Banalität, entfernte Ähnlichkeit mit dem Leviathanschen Frontispiz auf. Die abstrahierte symbolische Form wird mit Körpern von Menschen auf eine gemeinsame visuelle Fläche projiziert, die damit eine Fülle des Lebens mit einer abstrakten symbolischen Ordnung gestalterisch verbindet. In dieser Hinsicht hat dieses Bild eine sehr alte staatstheoretische Tradition.

Doch das inhärente ästhetische Moment weist noch tiefer, wenn dieses Bild 'als Bild' betrachtet wird, das in diesem Sinne etwas bedarf, was es als solches definiert. Es lohnt sich, diesbezüglich einen Blick auf einen nur scheinbar auf das künstlerische Bild beschränkten Text von Georg Simmel zu werfen, der sich gerade mit der materialen Definition des Bildes selbst, also seiner Rahmung, befasst.⁴⁴ Das Bild definiert sich gemäß Simmel durch seine innere Einheit aus Einzelheiten, es schließt eine Welt für sich gegen das Außen ab. Ausdruck dieses Strebens nach innerer Einheit ist die Rahmung des Bildes, welcher die Bildgrenzen ebenso symbolisiert wie verstärkt. Denn im Außen des Bildes, dem Feld des Realen, ist ein Ding ein „bloßer Durchgangspunkt ununterbrochen fließender Energien und Stoffe, verständlich nur aus Vorangehendem, bedeutsam nur als Element des gesamten Naturprozesses“.⁴⁵ Demgegenüber ermöglicht gerade der Bildrahmen die Versinnlichung innerer Einheit des Bildes selbst. Im Fluss des Realen wird das Bild auf diese Weise zur Insel der inneren Einheit. Die *Fotografie* dagegen sucht nicht den Rahmen, sie ist mit dem Feld des Realen so sehr verknüpft als sei sie ein Stück Natur selbst, weil sie eine nicht kontrollierbare Fülle von Aspekten (räumlichen, visuellen) aufweist, welche die Fotografie selbst viel unmittelbarer in das Feld des Realen einschreibt als jegliches bildnerisch geschaffene Kunstwerk: Ein Rahmen wäre hier bloßer Widerspruch. Mit anderen Worten, der Rahmen verweist gerade auf das Problem der Autonomie der Form, in sich selbst genügsam zu sein, etwas, was die Fotografie im Allgemeinen so nicht bedarf. Der Rahmen selbst ist es, der das Kunstwerk als ästhetisches Objekt überhaupt erscheinen lässt.

Natürlich ist Simmels Theorie oberflächlich gesehen auf einen bestimmten Zustand des kulturellen Feldes und auf die dort erzeugten Produkte bezogen, seine Kategorien sind dennoch für die vorliegende Frage wertvoll. Denn sie lassen die Problematik erscheinen, die mit der diskutierten symbolischen Form der Bevölkerung als Wissensobjekt insgesamt als gesellschaftliche Form, die letztendlich ja auch Simmel interessiert, zusammenhängen: Die symbolische Form muss auf eine bestimmte Weise konstituiert werden, so dass sie sich gleichzeitig mit dem Feld des Realen verknüpft. Natürlich handelt es sich um Modelle, aber gerade diese Modelle müssen auch angesichts einer solchen unterstellten Kontinuität plausibel bleiben, d.h., und jetzt werden Simmels Überlegungen zur ästhetischen Funktion des Bilderrahmens relevant, aber in gerade *umgekehrter* Weise wie bei den Formen der Kunst: Denn der Idee, Reales über die statistische Form zu fassen, nämlich die Entwicklung der Bevölkerung Deutschlands, steht die augenscheinliche Eigenlogik oder Selbstgenügsamkeit der symbolischen Form eigentlich entgegen. Mit anderen Worten: Das in sich stimmende, auf sich selbst verweisende, muss durchbrochen werden, um plausibel Realität darzulegen. Die reine Selbstbezüglichkeit abstrakter Formen, die für Kunst gelten kann, stellt für die symbolischen Formen der Sozialwissenschaften eine Falle dar. Gerade gegenteilig zu klassischen Kunstformen, die Simmel diskutierte, bedürfen diese soziologischen Ikonen der Gesellschaft damit einer eigentlichen 'Entrahmung', damit sie nicht bloß als Rhetorik der Form wahrgenommen werden, dass sie mehr sind als „pictures of nothing“, um einen einschlägigen Artikel von Michael Lynch zu zitieren.⁴⁶

Der naheliegende Versuch der Auflösung dieser Paradoxie findet sich so gerade auf dem Frontispiz der Publikation: Hinter der Form erscheinen gleichsam die Körper der Menschen wieder, sie sollen die Form als Erfassung der Gesellschaft bezeichnen, sie fotografisch in die sinnlich wahrnehmbare Realität wieder einschreiben, um zu bezeugen, dass ihr Wissen letztlich aus dieser unmittelbar entstammt. Die Menschen der Strasse werden als lebensweltlicher Ausdruck des Bevölkerungs-Dinges gesehen, also als Objekt der Sorge des Staates und der Politik. Freilich, die strikte Dichotomie des Innen und des Außen der Bevölkerungsform verbindet sich in keiner Weise mit dem fotografisch Realen. Sie ist bloße Behauptung über den Strom der Menschenkörper hinweg und steht so eigentlich im Raum – in einem Raum allerdings, in dem diese Form des Bevölkerungs-Dinges sich gerade aufgrund seiner vermeintlichen Klarheiten mit anderen 'visuellen Diskursen' oder anderen Bevölkerungs-Dingen wieder konfrontiert sieht.

So komme ich zum Schluss dazu, den breiteren Begriff der Ästhetik gesellschaftlicher Sichtbarkeit wieder auf den engeren des künstlerischen Feldes zurückzuführen. Im Zuge der Wiedererstellung des deutschen Reichstagsgebäudes und damit der symbolischen Neu-Definition von Deutschland nach der 'Wende' löst ein Kunstwerk im Reichstagsgebäude unversehens einen Skandal aus, evozierte schier endlose Medienberichte und sogar Bundestagsdebatten. Es handelte sich um Hans Haackes Projekt, im Innenhof des Reichstagsgebäudes eine bepflanzte Fläche zu kreieren und inmitten dieses wild wuchernden Beetes eine Inschrift in Neonleuchten mit den Lettern DER BEVÖLKERUNG zu installieren (Abb. 7-9), welche genau in jenem Schrifttyp gehalten sind, der für die zentralen Giebelinschrift aus dem Jahre 1916 zur Verwendung gelangte (Dem Deutschen Volke). Hans Haacke selbst sagt, er referiere mit seiner Installation u.a. auf einen Aufsatz, den Bertolt Brecht 1935 im Exil geschrieben hatte: „Wer in unserer Zeit statt Volk Bevölkerung sagt [...], unterstützt schon viele Lügen nicht.“⁴⁷ Das Konzept 'Bevölkerung' erscheint so mit Brecht als ein Gegensatz zum Volksbegriff, als eine Instanz, welche der verhängnisvollen Politik des Nationalismus entgegensteht. Das Konstrukt der Bevölkerung reklamiert

Rationalität, die nüchterne Erfassung und Beschreibung. Freilich wäre diese Interpretation zu einfach. Haacke wird als Prozesskünstler bezeichnet, er initiiert ein Ereignis in einem diskursiven Spannungsfeld, als dass diese Spannungen explizit zum Vorschein kommen möge. Pierre Bourdieu sagt, Haacke erstelle „symbolische Maschinen, die wie Fallen funktionieren“.⁴⁸ Haackes Vorstellung der Bevölkerung, initiiert durch die Lettern, die der alten Inschrift ‚Dem Deutschen Volke‘ entstammen, zeigt einerseits die Tradition, in der diese Vorstellung steht und evoziert gleichzeitig die Problematik der Rahmungen dieser Vorstellung, der Frage ihrer scheinbaren rationalen Definier-, i.e. Abgrenzbarkeit. Die Lettern, welche die Bevölkerung bilden, werden über die Zeit eigentlich überwuchert vom Realen: Je länger diese Installation existiert, oder: je länger sie betrachtet wird, desto unklarer wird die symbolische Umgrenzung. In Haackes Installation steckt damit in gewissem Sinne die andere Wahrheit statistischer Diagramme und damit der Darstellbarkeit von Gesellschaft überhaupt.



13.05.2001



13.04.2004



13.05.2006

Abb. 7–9: Hans Haacke: Der Bevölkerung. Kunstprojekt im nördlichen Lichthof des Reichstagsgebäudes. Automatische Fotodokumentation.

-
- (1) So beispielsweise Michel Foucault: *Sécurité, territoire et population*, in: ders. (Hg.): *Résumé des cours. 1970–1982*, Paris 1989, S. 99–106. Vgl. auch die bemerkenswerte Darstellung von Barbara Duden: „Wie Population zur unabhängigen Variable wurde: Mensch und Biomasse“, in: dies.: *Sammlung I. Ausgewählte Schriften und Vorträge 1991–1998*. Tyopskript, Bremen o.J., S. 133 ff.
 - (2) So etwa Gerhard Henschel: *Die wirrsten Grafiken der Welt*, Hamburg 2003; Uwe Pörksen: *Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Viseotype*, Stuttgart 1997.
 - (3) Vgl. exemplarisch Edward R. Tufte: *The Visual Display of Quantitative Information*. Cheshire, Connecticut 1983; Ian Hacking: *Matters of Graphics*, in: *Science* 252 (1991), S. 979–980.
 - (4) Auf diese konzentrieren sich die mittlerweile klassische Studien von Alain Desrosières: *La politique des grands nombres. Histoire de la raison statistique*, Paris 1993 und Wolfgang Bonß: *Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*, Frankfurt/M. 1982.
 - (5) Vgl. Jacques Rancière: *Literature, Politics, Aesthetics: Approaches to Democratic Disagreement*. Interviewed by Solange Guénoun and James H. Kavanagh, in: *SubStance* 92 (2000), S. 3–22.
 - (6) Gerade die Entkoppelung der Logik des Sozialen von der materialen Wahrnehmbarkeit der Welt, Voraussetzung der Soziologie seit Durkheim, schafft letztlich auch das Problem der Präsenz der Menschen in den Systemen des Wissens (vgl. zur Diskussion aus systemtheoretischer Perspektive: Peter Fuchs/Andreas Göbel: *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1994).
 - (7) Vgl. Wolfgang Welsch: *Das Ästhetische – eine Schlüsselkategorie unserer Zeit?*, in: ders.: *Die Aktualität des Ästhetischen*, München 1993, S. 41, sowie Wolfgang Welsch: *Aesthetication Processes. Phenomena, Distinctions and Prospects*, in: *Theory, Culture & Society* 13 (1996), S. 1–24.

- (8) Alexander Gottlieb Baumgarten: Texte zur Grundlegung der Ästhetik. Lateinisch-Deutsch, übers. u. hg. v. Hans Rudolf Schweizer, Hamburg 1983, §544.
- (9) Dieses und die vorangehenden Zitate: Alexander Gottlieb Baumgarten: Philosophischer Briefe zweites Schreiben, in: ders.: Texte zur Grundlegung der Ästhetik. Lateinisch-Deutsch, übers. u. hg. v. Hans Rudolf Schweizer, Hamburg 1983, S. 67–72 (hier: S. 72).
- (10) Vgl. Terry Eagleton: Ästhetik. Die Geschichte ihrer Ideologie, Stuttgart/Weimar 1994.
- (11) Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. 1. Werkausgabe. Bd. III, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1995, S. 86.
- (12) Vgl. Martin Kemp: Wissen in Bildern. Institutionen in Kunst und Wissenschaft, in: Christa Maar/Hubert Burda (Hg.): Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder, Köln 2004, S. 328–406.
- (13) Erwin Panofsky: Der Begriff des Kunstwollens [1920], in: ders.: Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaften, Berlin 1998, S. 29–43 (hier: S. 43).
- (14) Vgl. Horst Bredekamp: Thomas Hobbes. Der Leviathan. Das Urbild des modernen Staates und seine Gegenbilder, 1651–2001, Berlin 2003.
- (15) Vgl. auch zu den 'sozialen Ursachen' des Auftauchens der Statistik: Bonß: Einübung des Tatsachenblicks (Anm. 4), S. 67 ff.
- (16) Vgl. Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Mariental, Frankfurt/M. 1995 (dort insbesondere der Anhang von Hans Zeisel: Zur Geschichte der Soziographie).
- (17) Vgl. Siegfried Kracauer: Soziologie als Wissenschaft. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung [1922]. Schriften I. Frankfurt/M. 1978.
- (18) Allerdings bleibt selbst ein sehr religiöse, respektive katholisches Erlebnis in der Sichtbarmachung des Unsichtbaren, welches das statistische Diagramm leitet, erhalten. Vgl. hierzu: Felix Keller: Ikonen der Moderne. Diagramme und die Ästhetik der Sichtbarkeit, in: Walter Grond/Beat Mazenauer (Hg.): Das Wahre, Falsche, Schöne. Reality-Show. Essays, Innsbruck 2005, S. 83–97.
- (19) Johann Peter Süssmilch: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Erster Theil [1741]. Ungekürzte Neuausgabe. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1765, Göttingen/Augsburg 1988, S. 313.
- (20) Ebd., S. 50.
- (21) Ebd., S. 395.
- (22) Michel Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–1976), Frankfurt/M. 1999, S. 280.
- (23) Ebd., S. 281.
- (24) Ebd., S. 283.
- (25) Josef Joffe: Raum ohne Volk, in: Sonntagszeitung, 19. März 2006.
- (26) Vgl. Rüdiger Suchsland: Im Land der Schrumpfergermanen, in: Telepolis, 3. Mai 2006.
- (27) So in der *Welt*: Oliver de Weert: Gewissheit aus Prognosen. Leitartikel Dogmatische Demographie, in: Die Welt, 20. März. 2006.
- (28) Karl Otto Hondrich: Die Bevölkerung schrumpft? Wunderbar, in: Cicero. Magazin für politische Kultur, August 2005, S. 96–101 (hier: S. 96).
- (28) Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2050. 10. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Pressexemplar, Wiesbaden 2003.
- (29) Ebd., S. 5.
- (30) Ebd.
- (31) Ebd., S. 9.
- (32) So gesehen unterscheiden sich diese staatlichen und wissenschaftlichen Informationen von jenen, die als so genannte Info-Grafik in der Öffentlichkeit kursieren. Sie lassen damit auch das Konstitutive dieses Wissens klarer hervortreten.
- (33) Vgl. Nelson Goodman: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Frankfurt/M. 1997, S. 156 ff. Jakob Tanner zeigt denselben Vorgang anhand von Börsendaten. Vgl. Jürgen Tanner: Wirtschaftskurven. Zur Visualisierung des anonymen Marktes, in: David Gugerli/David Orland (Hg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich 2002, S. 129–158. Wobei zu erwähnen ist, dass sich die Differenzierung zwischen analoger und digitaler Darstellung letztendlich schwerlich fassen lässt. Beispielsweise wäre die Extrapolation von Häufigkeitsverteilungen (Histogramme) hin zu Kurven als Analogisierung aufzufassen. Freilich verkörpert in dieser Hinsicht letztlich jegliche Darstellung von *Datengruppen* wie sie bereits in Histogrammen oder Tabellen zum Ausdruck kommt, hinsichtlich der Rohdaten

schon in sich selbst eine 'Analogisierung'. Vielleicht müsste die Grenze zwischen Rohdaten und deren Darstellung gezogen werden.

- (34) Vgl. Jürgen Leib/Günter Mertins: Taschenatlas Bevölkerung, Braunschweig 1986.
- (35) Vgl. als Überblicksartikel: Lisa Mastny: The Hazards of Youth, in: World Watch Magazine 17/5 (2004), S. 18–21.
- (36) Vgl. Gunnar Heinsohn: Finis Germaniae? Reflexionen über demografische Ursachen von Revolutionen, Kriegen und politischen Niederlagen, in: Die Zeit 162 (2005) sowie ausführlicher: Gunnar Heinsohn: Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen, Zürich 2003.
- (37) Vgl. Pierre Bourdieu: ‚Jugend‘ ist nur ein Wort, in: ders. (Hg.): Soziologische Fragen, Frankfurt/M. 1993, S. 136–146.
- (38) Vgl. die Ausführungen von Susanne-Sophia Spiliotis: Das Konzept der Transterritorialität oder Wo findet Gesellschaft statt?, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 480–488.
- (39) Vgl. zu einer Diskussion verschiedener Konzepte: Peter A. Berger: Die Herstellung sozialer Klassifikationen: Methodische Probleme der Ungleichheitsforschung, in: Leviathan 4 (1988), S. 501–517, sowie eine pointiert andere Fassung Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und ‚Klassen‘, in: ders. (Hg.): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985, S. 7–46.
- (40) Vgl. diesbezüglich einen der Doyens der deutschen Demographie: Parviz Khatalatbari: Demographie – eine Wissenschaft mit unterentwickelter Theorie, in: Utopie kreativ 183 (2006), S. 23–35, (hier: S. 4 f).
- (41) Gerade die Anwendung der Form auf die Schichtung zeigt auch, dass sie nicht notwendigerweise auf der Schaffung eines in sich „sozial homogene[n] Kollektiv[s]“ (Sybilla Nikolow: Die Nation als statistisches Kollektiv. Bevölkerungskonstruktionen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Ralph Jessen/Jakob Vogel (Hg.): Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte, Frankfurt/M. 2002, S. 235–259 (hier: S. 259)) beruht, denn das würde gerade eine inhaltliche Leere bedeuten; eine Verdoppelung der Weissflächen, die selbst inhaltsleer blieben, das heißt, kein Sagbares zuließen, außer: ‚es gibt eine Bevölkerung‘.
- (42) Vgl. Marie-Christin Abgottspon, Alex Gisler, Cyrill Spale, Esther Tresp: Eine Bildanalyse der Zeitschrift *modern living*. Forschungsarbeit am Soziologischen Seminar der Universität Luzern, 2002.
- (43) Vgl. Georg Simmel: Der Bildrahmen. Ein ästhetischer Versuch, in: ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Frankfurt/M. 1995, S. 101–108.
- (44) Ebd., S. 101.
- (45) Michael Lynch: Pictures of Nothing? Visual Construals in Social Theorie, in: Sociological Theory 1/9 (1991), S. 1–21.
- (46) Haacke, zit. nach: Matthias Flügge/Michael Freitag: Wem gehört das Volk? Ein Gespräch mit Hans Haacke, in: neue bildende kunst 7 (1999), S. 22–24 (hier: S. 24).
- (47) Pierre Bourdieu/Hans Haacke: Freier Austausch. Für die Unabhängigkeit der Phantasie und des Denkens, Frankfurt/M. 1995, S. 27.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2050. 10. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Presseexemplar, Wiesbaden 2003, S. 30.

Abb. 2: Aus einer japanischen Zeitschrift für Soziologie, aufgefunden an der Bibliothèque publique d'information des Centre Pompidou, Paris, deren Nachweis infolge mangelnder Kenntnisse der japanischen Schrift seitens des Verfassers nicht erfasst wurde.

Abb. 3: Jürgen Leib/Günter Mertins: Taschenatlas Bevölkerung, Braunschweig 1986, S. 87.

Abb. 4: Karl Martin Bolte /Dieter Kappe/Friedhelm Neidhardt *Soziale Ungleichheit*. Opladen 1975, S. 98.

Abb. 5: Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2050. 10. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Presseexemplar, Wiesbaden 2003, Titelbild.

Abb. 6: Demografisches Porträt der Schweiz 2005, Titelbild.

Abb. 7–9: Hans Haacke: Der Bevölkerung. Kunstprojekt im nördlichen Lichthof des Reichstagsgebäudes. Automatische Fotodokumentation.

URL: http://www.bundestag.de/bau_kunst/kunstwerke/haacke/derbevoelkerung/bilder/index.html.